



LILIENFELD
VERLAG

Leseprobe



FRANS KELLENDONK
BUCHSTABE UND GEIST
Eine Spukgeschichte

© Lilienfeld Verlag
ISBN 978-3-940357-53-3

Jetzt sitzt er hier, in einem unserer Direktionszimmer, dieses Produkt gesunder Ernährung, medizinischer und zahnärztlicher Versorgung, schulischer und akademischer Bildung. Innerhalb weniger Jahrzehnte haben die Niederlande der Nachkriegszeit etwas geschaffen, das in früheren Zeiten Generationen gedauert und ein Vermögen gekostet hätte: einen Herrn vom Scheitel bis zur Sohle. Dieser Herr schaut aus dem Fenster. Im Vergleich zu seinem Lichtschacht ist die Aussicht hier kaum ein Fortschritt zu nennen. Dieselbe minimalistische, bei-

ßende Schönheit: Backstein und Grau, vornehmlich das alltäglicher Verzweiflung, doch hier und da auch ein lichtgraues Funkeln.

„Über Ihre Bezüge wissen Sie Bescheid?“, fragt der andere. „Urlaub, Krankenversicherung, Betriebsrente, Aufgabenbereich?“

„Nun ja, Letzteres ...“

„Kommen wir gleich drauf.“ Der andere lächelt. „Tja. Sie hatten vielleicht erwartet, der leitende Bibliotheksdirektor selbst würde Sie empfangen, aber Sie werden mit mir vorliebnehmen müssen. Wir bekommen ihn selten zu sehen, und, lassen Sie mich das hinzufügen, je seltener, desto besser, denn jedes Mal, wenn er erscheint, verkündet er uns einen Todesfall. Vorigen Monat noch den der alten Frau Pelkmans ...“

Dem nun eintretenden amüsierten Schweigen glaubt Mandaat entnehmen zu können, dass besagte Mitteilung eine eher lustige Angelegenheit war. Der andere schlägt auf seine Stuhllehne und ruft sich zur Ordnung.

„Merkwürdiger Mann, unser Direktor. Mit keiner Macht aus seinem Büro zu kriegen. Ich wollte, ich könnte es Ihnen mal zeigen. Die Einrichtung wurde seit über hundert Jahren nicht erneuert. Die untröstliche Witwe eines Vorgängers hat das testamentarisch so festlegen lassen. Aus den Polstern quillt an allen Ecken und Enden das Stroh. Auf dem Schreibtisch stehen Miniaturporträts von Leuten,

die kein Mensch mehr kennt. In einem bestickten Zeitungshalter an der Wand steckt eine Zeitung von genau dem Tag, als der angebetete Gatte verschieden ist. Dort schreibt unser Direktor seine Bücher. Er beherrscht fast fünfzig Sprachen, von einigen davon haben Sie bestimmt noch nie was gehört: Oriya, Cebuano, Hiligaynon, Telalog, Ilokano, Kanada, Paschtu, Telugu, Tamil. Sein Deutsch und sein Englisch sind übrigens eher mäßig, aber das werden Sie noch merken. Niemand weiß besser als er, was für Unmengen Bücher schon geschrieben wurden; dass er trotzdem meint, dem noch etwas hinzufügen zu müssen, ist entweder ein Zeichen tiefen Glaubens oder geistiger Umnachtung. Unser Direktor ist ein Mensch der, nun ja, etwas ... – ach nein, ich sollte Ihnen nicht schon alles *im Voraus* verraten.“

Der andere beugt sich zu Mandaat vor, ein Geheimnis liegt ihm auf der Zunge. „Wenn Sie irgendwann mal einen Moment Zeit haben, machen Sie sich das Vergnügen und schauen Sie im Katalog unter den Namen Ihrer lieben Kollegen nach. Sie werden sehen, fast alle tauchen darin auf – mit einem Sonderdruck, einem Gedichtband im Selbstverlag, egal was, wenn nur Jansen neben Joyce stehen darf und Pietersen neben Proust. Mit einer Ausnahme: Ihrem ergebenen Diener, mir.“ Triumphierend lehnt er sich zurück. „Von mir ist noch kein Buchstabe veröffentlicht worden!“

Dieser andere ist B. C. Latour van Uffel, Mitglied der Direktion. Vorhin, als Mandaat noch an der Tür zum Büro wartete und seine neuen Schuhe trotz energischen Abtretens eine mächtige Schlamm- pfütze auf dem Linoleum hinterlassen hatten, war der Privatmann Latour van Uffel noch nervös an ihm vorbeigeschlurft, zwei tropfende, wabblige Überschuhe von sich weghaltend, die er dann quälend langsam, als behinderte Mandaats Anwesenheit ihn sehr, schräg an die Wand neben die Tür stellte. Danach ist er im Zimmer verschwunden, um erst zehn Minuten später wiederzukehren als van Uffel, Mitglied der Direktion, den neuen Mitarbeiter mit offenen Armen begrüßend.

Als Gott van Uffel erschuf, muss er gerade einen Zirkel zur Hand gehabt haben. Alles an ihm ist rund, am meisten die Bauchpartie, und mit seinen Händen, die er wie ein Affe oder ein Bettler zu Schalen gekrümmt hält, beschreibt er beim Sprechen endlose Schnörkel. Seine dunkelgrauen, leicht grünen Augen schauen starr über Mandaat hinweg, doch wenn man ihn mit einer Bemerkung überrumpeln würde wie „Jetzt stellen Sie sich doch nicht so an, van Uffel!“, würde sein Blick hilflos in dem seines Gegenübers herumzappeln wie eine Fliege in einem Glas Limonade. Er trägt einen englischen Wollanzug in empfindlichem Anthrazitgrau, auf dem der Privatmann van Uffel deutlich seine Spuren hinterlassen hat: auf dem rechten Ärmel undefinierbarer

gelber Staub, auf der Weste eine glänzende Stelle, Butter wahrscheinlich, und überall auf der Brust Brotkrümel. Das weiße Oberhemd dagegen ist so tadellos frisch, dass die Löcher von den Nadeln der Wäscherei noch in ihm zu sehen sind. Eine komplette Junggesellenexistenz weht einem aus dieser Kleidung entgegen.

„Genug geschwätzt, Meneer Mandaat“, er erhebt sich aus seinem Lehnstuhl und klatscht gut gelaunt in die Hände, „höchste Zeit für die Führung.“

Der Eindruck von Ordnung und Übersichtlichkeit, den das Gebäude von außen erregt, ist gelinde gesagt irreführend. „Kommen Sie!“, gebietet van Uffel und lotst Mandaat durch einen Irrgarten von Seitenflügeln und Anbauten, die mittels schiefer Treppen, Zwischengeschosse und Galerien zu Verbindungs- und Hintergebäuden führen, von ihm achtlos als „Zwiebelschuppen“ oder „Refektorium“ bezeichnet oder mit weiteren, in ihrer Bedeutung verblassten Namen belegt, vorbei an jahrhundertalten, rußgeschwärzten Porträts von Männern mit latinisierten Namen. Auf einem Gemälde steigt der Rechtsgelehrte Hugo Grotius unter dem wachsamen Auge seiner Frau Marie in die Bücherkiste, um darin versteckt in die Freiheit zu entkommen. Oder ist das die Witwe am Ziel seiner Reise in Gorcum, und kommt er gerade wieder heraus? „Nutze die Zeit!“, ruft ein gewisser Donellus dem Neuan-

kömmling aus den Kissen seines Sterbebettes zu. Und Mandaat nutzt seine Zeit. Er ist aus seinem Bett gestiegen und betritt nun die Geschichte.

Van Uffel schiebt eine Tür auf und winkt Mandaat, ihm zu folgen. „Die Abteilung Katalogisierung“, verkündet er mit gedämpfter Stimme. „Mit dieser Abteilung werden Sie viel zu tun bekommen. Der systematische Katalog ist der arbeitsintensivste in jeder wissenschaftlichen Bibliothek – und bedauerlicherweise auch der am seltensten konsultierte. Meneer Schiettekatte, der Kopf der Abteilung, wacht über die Hierarchie des Wissens. Er repräsentiert in seiner Person so etwas Ungreifbares wie den organischen Zusammenhang sämtlicher Wissenschaften. Ich will nicht tratschen, aber ich könnte Ihnen Geschichten erzählen ... Schauen Sie, da steht er, bei den Redakteuren des Schlagwortregisters.“

Die Redaktion sitzt um einen langen Tisch, beladen mit Karteikästen, Computerausdrucken und Stapeln von Büchern, aus denen Formulare hervorragen, und schon an der Art, wie die Redakteure ihre Schultern krümmen, lässt sich erkennen, was für einen Kopf sie hier über sich haben. Dieser Kopf kann niemand anderes sein als der kleine Herr, der den Besuchern den Rücken zukehrt, wo man ihn, unbemerkt von den Redaktionsmitgliedern, krabbelnd die kurzen Finger bewegen sieht wie die Beinchen einer auf dem Rücken liegenden Schildkröte. Schiettekatte dreht sich abrupt um, denn van Uffel

hat gehüstelt, und als der ihm Mandaat vorgestellt hat, nimmt er seine Brille ab und beginnt, sich mit einem makellos weißen Einstecktuch, das er mit einem kleinen Schütteln aus der Brusttasche hervorgeholt hat, die Gläser blank zu polieren. Van Uffel führt das Wort, Schiettekatte schweigt, wirft nur ab und zu einen scheelen Blick auf Mandaat und widmet sich ansonsten weiter der Brille: hält die Gläser gegen das Licht, fängt von vorn an, kopfschüttelnd, als wolle ihm einfach nicht in den Kopf, dass nicht seine Brille, sondern die Welt trübe ist. Als van Uffel zu Ende gesprochen hat, nickt er, faltet das Einstecktuch wieder zusammen, steckt es ein und setzt sich die Brille mit einem missvergnügten Nachklopfen zurück auf die Nase.

„Dann sollten wir einmal zu einer Besprechung zusammenkommen, Meneer ... wie war der Name gleich wieder?“

Nicht nur Kinder kriegen leicht einen Frosch im Hals, sobald sie ihren Namen aussprechen sollen, und Mandaat hat ohnehin schon oft feststellen müssen, dass die Sprache ein viel willigeres Medium ist, solange sie unter seinem Schädeldach bleibt und sich nicht nach draußen begibt. An diesem Übel wird er nun nicht mehr lange leiden. Jetzt ist sein Name noch etwas schmerzhaft Persönliches (vollständig heißt er übrigens Felix Mandaat; wir hier begnügen uns mit dem Nachnamen), bald aber wird er zu harter Münze geschmiedet worden sein. Was

für die Königin ihr Konterfei auf dem Gulden, wird dann für ihn der Name Mandaat sein.

Schiettekatte hat seinen Terminkalender gezückt und fährt mit dem Finger über Seiten, die genauso makellos rein sind wie sein Einstecktuch. „Morgen nicht“, murmelt er gut vernehmlich, „Besprechung mit der Bibliotheksleitung ... Mittwoch Automatisierungskommission in Den Haag ... Wie wäre es mit Donnerstag, zehn vor halb zwei?“

„Wie Sie wünschen“, antwortet Mandaat.

„Haben Sie dann auch genug Zeit für Ihr Mittagessen?“

„Ich krieg das schon hin.“

„Vielleicht sollten wir uns besser für nächste Woche verabreden?“

„Nur keine Umstände.“

„Wie Sie möchten. Es ist ein bisschen holterdiepolter, aber für dies eine Mal ...“ Schiettekatte schlägt das weiterhin von keinem Eintrag besudelte Buch wieder zu. „Und seien Sie so freundlich, die Verabredung nicht zu vergessen!“

„Dieser Mann! Wenn ich da anfangen würde ...“, sinniert van Uffel, als sie wieder im Flur stehen. „Aber gehen wir weiter.“

Nach und nach zeigt sich, dass der andere diese Führung schon so oft gegeben hat, dass er sie für eine bloße Vertretung auch stark gekürzt liefern kann. In gnadenlosem Tempo lenkt er Mandaat durch alle Abteilungen. Titelerfassung und Erwerbung,

die Damen der Cafeteria, die Mannschaft der Ausleihe, der Magazinleiter und seine Gehilfen heißen ihn willkommen, herzlich, zurückhaltend, neugierig, in der Arbeit gestört, auf so viele verschiedene Weisen, dass bei dem Neuling nichts als Verwirrung zurückbleibt. „Kommen Sie“, befiehlt van Uffel, und jetzt lernt Mandaat seine direkten Kollegen kennen, als da wären: der Fachreferent für Türkisch-USbekisch, der schlecht geschlafen hat und ihn nicht grüßt, ein Kollege, der stolz und doch klagend erklärt, dass er ganz allein die gesamten Sozial-, Wirtschafts- und Rechtswissenschaften betreut („All Ihre Kollegen sind irgendwo mal gescheitert“, erläutert van Uffel. „Wenn man hier arbeitet, hat man es anderswo nicht geschafft. Gilt genauso für mich, natürlich! Und auch für Sie, oder Sie werden noch scheitern. Kommen Sie!“), ein Kollege für Philosophie, der genau wie der für Jura mit Mandaats Ernennung nicht einverstanden ist, ihm aber feierlich verspricht, ihm trotzdem „loyal zu begegnen“, ein Kollege für orientalische Handschriften, der abwesend ist – für jedes Wissensgebiet gibt es irgendwo im Haus einen Spezialisten. Seit seinem ersten Tag im Internat und dem ersten Tag bei der Armee ist Mandaat nicht mehr so vielen Leuten vorgestellt worden. Ein einziges wildes Gewusel von Nasen, Kinnpartien, Arbeitskitteln, echten und künstlichen Gebissen, Händedrücken unterschiedlicher Feuchtigkeitsgrade, Runzeln, Schnurrbärten,

Männern und Frauen mit und ohne Brille, Sommersprossen, Hauttönen von blässlich bis puterrot, Leberflecken, Haarfarben, Frisuren und Kahlköpfigkeit sowie Namen, die fast ausnahmslos mit einem silbernen Blitzen durch die Maschen seines Gedächtnisses schießen.

Einen Namen jedoch hat er sich gemerkt, den von Mevrouw Qualing. Sie waren vor einer Tür aus Riffelglas stehen geblieben, van Uffel den Fingerknöchel schon im Anschlag, als von drin eine Frauenstimme ertönte, unverständlich, aber durch Tonhöhe und Lautstärke als telefonierend zu erkennen. Sie sahen einen Schatten über das Glas gleiten, einen phänomenalen Frauenschatten. Die gewundene Telefonschnur zickzackte von ihrer Hand weg wie ein Blitz. „Offenbar beschäftigt“, murmelte van Uffel. „Na ja, Sie werden noch reichlich Gelegenheit haben, sie kennenzulernen.“ Erst ein paar Türen weiter erklärte er: „Das war Mevrouw Qualing, mit ku-u. Ihre Assistentin.“ Er machte den Mund auf, schloss ihn jedoch entschieden sofort wieder und sagte dann: „Nein, van Uffel, lass dem jungen Mann Zeit, sich sein eigenes Urteil zu bilden.“

Über verschlungene Wege, die Mandaat unmöglich rekonstruieren könnte, erreichen sie schließlich den Teil unseres Gebäudes, der „die Kapelle“ genannt wird: „Die Kapelle der Verschleierte Schwestern.“

„Nonnen werden Sie hier keine mehr finden, aber ein Allerheiligstes ist es noch immer, denn jetzt ist das hier unser Magazin. Mehr als drei Millionen Bände stehen hier, zusammengetragen über eine Periode von vier Jahrhunderten.“

Der Raum wird in seiner Gesamtheit von einer Stahlkonstruktion eingenommen, die bis unters Dach reicht. Die eisernen Säulen sind mit zahllosen Schichten mattgrüner Farbe bedeckt, tropfnasig und rissig, so dass sie wie Baumstämme aussehen. Quietschende Wendeltreppen steigen Mandaat und van Uffel empor, bis ganz nach oben, wo sie das über hundert Jahre alte Gerüst schwerfällig unter ihren Schritten schwanken spüren. Über klirrende Roste gehen sie, und wenn sie nach unten spähen, sehen sie sich durch acht solcher Metallgitter über einem schwindelerregenden Abgrund spazieren.

„Das ist der *cortex cerebri* unserer Akademie, dieses Labyrinth mit acht Stockwerken. Hier sind sie beigesetzt, die sterblichen Überreste von Myriaden von Gedanken und ebenso vieler Versuche, die Welt nach menschlichem Maß einzurichten“, deklamiert van Uffel mit einem Pathos, das unter dem Gewölbe beeindruckend widerhallt. In vertraulicherem Ton fügt er hinzu: „Wenn das Magazinpersonal seine Dienstbesprechungen abhält, komme ich ab und zu her, um heimlich zu predigen über die Eitelkeit der Welt und das Haschen nach Wind, über das endlose Büchermachen – sehr en vogue heut-

zutage – und das viele Studieren, das den Leib ermüdet. Mein Fels des Strauchelns war nämlich die Theologie. Sind Sie gläubig, Meneer Mandaat?“

Darüber würde ich gern ein andermal mit Ihnen reden, mit einer Tasse Kaffee und einem Gläschen Drambuie bei besinnlicher Beleuchtung, will Mandaat gerade antworten, da ruft van Uffel sich selbst schon zur Ordnung. „Ich will Sie nicht in Verlegenheit bringen, nur auf eine andere Frage zusteuern: Wer oder was garantiert, dass all das, was wir hier sehen, auf diesen zigtausend Metern Regalfläche, nicht komplett unverständlicher Blödsinn ist? ‚Gott‘, könnten Sie jetzt antworten; dann wäre das Wort in der Tat Fleisch geworden, und wir wären gewissermaßen gezwungen, ab und zu die Wahrheit zu sagen. Doch wenn wir mal von dem Fall ausgehen, es gäbe ihn nicht? Was gibt uns diese Gewissheit, dass wir beim Lesen etwas verstehen? Keine größere Einsamkeit gibt es als die der Sprache. Haben Sie darüber schon mal nachgedacht?“

Hat er darüber schon mal nachgedacht? Mandaat kann sich, zwanzig Meter über dem Boden und auf einem schwankenden Konstrukt stehend, dem er für keine zehn Cent vertraut, nicht daran erinnern. Van Uffel schaut ihn direkt an, den Blick auf Mandaats Hals und Wange gerichtet, wo er ein merkwürdiges Brennen verursacht. „Es gibt noch eine Möglichkeit“, sagt das Mitglied der Direktion, „sie hat einen Namen ...“ Mandaat bleibt ihm die Antwort

schuldig, und der andere straft ihn dafür, kalt, enttäuscht. „Ja, ein Wort gibt es, aber ich kriege es jetzt nicht über die Lippen. Kommen Sie, ich bringe Sie in den Lesesaal. Die Führung ist beendet. Wahrscheinlich haben Sie sich nie Gedanken darüber gemacht, aber jemand mit Ihrem Problem ist hier genau an der richtigen Stelle. – Und ein Problem haben Sie ganz bestimmt. Ich kenne meine Brüder, ich sehe das an Ihrem abgeklärten, fast autistischen Gesichtsausdruck, Ihrem Kopf, glatt wie eine Urne. Merken Sie sich: Was Bücher auch immer bedeuten mögen, für uns Bibliotheksleute sind es in erster Linie doch immer nur Gegenstände. Wir arbeiten sie in den Katalog ein, wir entfernen sie wieder, benutzen sie als Fliegenklatschen oder als Prothesen für wacklige Stühle. Und müssten wir auf eine einsame Insel fliehen, nie und nimmer würden wir ein *Buch* mitnehmen. Kommen Sie.“